

In: Fischer, Ludwig (Hg.):
Programm und Programmatik.
Kultur- und medienwissenschaftliche
Analysen. Konstanz 2005, S. 63-73.

Hartmut Winkler

Pro-gramm

Eine Überlegung zu Macht und Ohnmacht im Universum der Schrift

Read, Write, Do - While, Goto; zumindest in der Welt der Computer werden Programme strikt in Imperativen formuliert. Und nur weil sich diese Befehle an eine Maschine richten, nehmen wir keinen Anstoß daran. Ursprünglich aber waren computers menschliche Rechenkräfte, denen man vielleicht eindeutige Vorgaben gab, die man im direkten Sinn aber nicht programmierte. Dies deutet darauf hin, dass im Imperativ selbst ein Problem liegen könnte.

Mein Text will dieses Problem auf drei Feldern verfolgen: zum einen auf dem Terrain der Schrifttheorie, weil die Schrift immer eine Vor-Schrift ist, die dem Lesevorgang zeitlich vorangeht und den Text zumindest gegen direkten Einspruch sichert. Dann auf dem Feld der Datenverarbeitung selbst, wo der Imperativ je nach Perspektive die Unterwerfung der Maschine unter den Willen des Menschen, oder die Einbindung beider in die Logik des Instrumentellen bedeuten kann. Und schließlich kulturtheoretisch: wenn offene Imperative nur noch im Militär vorkommen, in der Werbung („Kaufen - marsch, marsch“) oder in der Popmusik („Love me tender“), ansonsten von der gesellschaftlichen Oberfläche aber weitgehend verschwunden sind, stellt sich die Frage, wohin. Kommt die Macht ohne Imperative aus? Oder ist die Macht selbst mit den Imperativen verschwunden?

Mein Text will hiermit keineswegs den Programmbegriff in toto beschreiben, hat Knut Hickethier doch darauf hingewiesen, dass mit der Aufmerksamkeit für den Befehl andere Facetten des Programmbegriffs ‚merkwürdigerweise auf der Strecke bleiben‘. (1) Es geht um einen Zug, um eine Tendenz, die möglicherweise relevant ist, auch wenn sie nicht alle Programmbegriffe in gleichem Maße betrifft.

Das Programm der Schrift

Im Programm, hierauf hat vor allem Flusser mit allem Nachdruck aufmerksam gemacht, steckt die Logik der Schrift.⁽²⁾ Etymologisch wäre dies ohnehin wenig strittig: bedeutet *graphein* altgriechisch ‚schreiben‘, so meint *prographein* ‚vorschreiben, aufschreiben [...] zuvor oder vorher schreiben [...]‘.⁽³⁾ Das *pro-* also schillert bereits: ausgehend von einer zunächst neutralen, zeitlichen Bestimmung - zuvor oder vorher - hin zu einer Dimension von Macht und Determination, wie sie im Begriff der ‚Vorschrift‘ deutlich hervortritt.⁽⁴⁾ Was also haben beide Aspekte miteinander zu tun? Bedeutet früher zu sein, jemandem zuvor zu kommen, bereits eine Bemächtigung?

Flusser stellt eine erste Verbindung her, indem er zeigt, dass die Schrift selbst eine Maschinerie des Vorher-Nachher ist. Folgt man seiner Rekonstruktion, ist es die lineare Anordnung der Zeichen selbst, die die zeitliche Sukzession herausstellt und das Denken in die Bahnen zunächst der Narration und dann von Ursache-Folge-Verhältnissen drängt. Flusser meint, dass die Schrift unsere Vorstellung von Zeit und Historie historisch überhaupt erst hervorgebracht hat. Im radikalen Bruch mit den vortechnischen Bildern, die ihre Aussage synchron, und das heißt zeitenthoben machen, und andererseits dem Universum des Mündlichen, das im Kreisen des mythischen Denkens befangen bleibt, führt die Linie der Schrift hinaus in eine unabsehbare Zukunft:

„Die Schrift, dieses zeilenförmige Aneinanderreihen von Zeichen, macht überhaupt erst das Geschichtsbewusstsein möglich. Erst wenn man Zeilen schreibt, kann man logisch denken, kalkulieren, kritisieren, Wissenschaft treiben, philosophieren - und entsprechend handeln. Vorher dreht man sich in Kreisen. Und je länger man Zeilen schreibt, desto historischer kann man denken und handeln. Die Geste des Schreibens ruft das historische Bewußtsein zutage, welches sich durch immer weiteres Schreiben verstärkt und vertieft und das Schreiben seinerseits immer stärker und dichter werden läßt.“⁽⁵⁾ Dass schriftliche Texte strikt linear verfahren, und das heißt das Vorher vom Nachher auf systematische Weise trennen, wäre zunächst eine Sache der Zeichenanordnung selbst.

Die zweite Verbindung, die Flusser sieht, ist noch direkter. Unter dem Stichwort der ‚Inschriften‘ und dann der ‚Vorschriften‘ diskutiert er die Tatsache, dass mit der Materialität der Schrift eine impli-

zite Zeitstruktur immer schon verbunden ist.(6) Kennzeichnend für die Schrift ist, dass sie den Akt der Einschreibung zeitlich vom Akt der Rezeption scheidet.(7) Schrift ist immer Vor-Schrift, insofern die Zeichenproduktion abgeschlossen sein muss, bevor die Rezeption beginnen kann. Zeichenproduktion ist hier Präparation und untersteht einer eigenen Zeit; wieder im Gegensatz zum Mündlichen, wo Produktion und Rezeption in pragmatischen Grenzen gleichzeitig stattfinden. Aus dieser Bestimmung leitet Flusser weitgehende Folgen für eine Theorie der Apparate ab, auf die ich unten zurückkommen werde.

Mit der zeitlichen Trennung zwischen Zeichenproduktion und Zeichenrezeption wird technisch festgeschrieben, was später als der ‚monologische Charakter‘ der Massenmedien diskutiert werden wird: Die Versetzung auf der Achse der Zeit hat den Haupteffekt, die Rollen des Senders und des Empfängers zu vereindeutigen; mit technischen Mitteln wird das Sender-Empfänger-Verhältnis als ein unumkehrbarer Vektor fixiert.

Dass die Rollen von Schreiber und Leser auseinandertreten, hat am pointiertesten Jesper Svenbro herausgearbeitet.(8) Gestützt auf antike Quellen stellt er dar, dass die Griechen den Schreibenden als aktiv, und den Lesenden als passiv verstanden. Dass grundsätzlich laut gelesen wurde, führte zu der Auffassung, dass der Schreibende sich des Lesenden als eines Instruments bediente, um seinen Text zum Erklingen zu bringen. In dieser Perspektive setzt die Technik der Schrift eine Subjekt/Objekt-Relation. Ein eindeutiges Machtverhältnis, das zudem sexuell konnotiert wurde: Svenbro zitiert Äußerungen, die das Schreiber-Leser-Verhältnis dem päderastischen Analverkehr gleichgesetzt haben.(9)

In methodischer Hinsicht erscheint Svenbro nicht unangreifbar,(10) und auch die antike Knabenliebe wird sicherlich simplifiziert, wenn man sie auf ein schlichtes Subjekt/Objekt-Verhältnis bringt. Dennoch ist die antike Schriftkritik interessant, weil hier in einer Phase, in der die Kultur sich an die Schrift erst zu gewöhnen hatte, deren Machtdimension intensiv diskutiert worden ist. Schreiben und Vor-schreiben scheinen auf systematische Weise zusammenzuhängen; und so wenig dies deterministische Vorstellungen rechtfertigt, so lohnend erscheint es, der Machtdimension, und speziell dem Umschlag von zeitlicher Sukzession in Effekte der Determination nachzuforschen.

Computer

Im Fall der Computer, es wurde gesagt, steht die Determination nicht in Frage. Und der Imperativ, den das Programm formuliert, verändert seinen Charakter. Weil der Befehl eben nicht mehr an Menschen, sondern nun an Maschinen ergeht, erscheint er unproblematisch, ja als angemessen; gerade der Imperativ scheint die Maschine ‚dem Menschen‘ zu unterwerfen; tief beruhigt kann dieser sich als schreibend-aktiv, als Subjekt, betrachten, die Maschine als ausführend-passiv-determiniert. Der Mensch scheint ‚befreit‘, gerade weil er in der unattraktiven, passiven Rolle durch Maschinen ersetzt worden ist; die Herrschaft über Menschen scheint auf die Beherrschung der Maschinen übergegangen. Allenfalls Komplementärphantasien – Zauberlehrling und KI – zeigen Zweifel an dieser Deutung an.

Flusser diskutiert den Übergang von Schriften, die Menschen, zu solchen, die Maschinen adressieren, in dieser optimistischen, vor allem aber in einer pessimistischen Variante.(11) Ausgehend von der Tatsache, dass Schriften keineswegs nur Literatur, sondern immer auch Vorschriften, religiöse Gebote, Gesetze, Dekrete, Verordnungen und andere Befehlsformen enthielten, entschlüsselt er die Gebrauchsanweisung als deren desakralisierten Nachfolger.(12) Gebrauchsanweisungen wiederum werden zunehmend ersetzt durch eine Technik, die so weit automatisiert ist, dass sie flankierender Imperative immer weniger bedarf:

„Darum werden Gebrauchsanweisungen desto kürzer, je automatischer die Maschinen werden – bis sie im Falle der Vollautomation überflüssig geworden sind. An ihre Stelle treten dann die Programme. [...] [Es erübrigt sich,] den Menschen überhaupt noch etwas vorzuschreiben bzw. sie zu manipulieren. Sie verhalten sich automatisch so, wie sie sich verhalten sollen.“(13)

Flussers schwarze Perspektive ist aus verschiedenen Gründen interessant. Zum einen überspringt sie souverän jene Grenze, die die Texte (den Mediencontent) von der Technologie (der Medientechnik) trennt; wo Hickethier darauf besteht, das Dispositiv als technischen ‚Rahmen‘ vom Programm als einem Gestaltungsraum zu unterscheiden(14), zieht Flusser diese Trennung ein. Damit wird denkbar, dass Technik explizite Imperative substituieren kann: „Also geht es um ein fortschreitendes Entpolitisieren und Funktionalisieren des Verhaltens, was am syntaktischen Aufbau der Vorschriften

abzulesen ist. Sie werden aus imperativen Propositionen („Du sollst“) zu funktionellen ‚Wenn/Dann‘-Propositionen. Das Gebot ‚Du sollst Vater und Mutter ehren‘ wird zur Gebrauchsanweisung ‚Wenn Du Hühnersuppe essen willst, dann verhalte dich so und so mit einer Hühnersuppenkonserve‘. Diese fortschreitende Entwertung des Handelns findet bei den Programmen ihren Abschluß. In nach logischer Analyse aufgestellten Computerprogrammen gibt es kein Symbol für ‚Sollen‘.“(15)

Flussers Argument also dreht den Vektor um: Programmiert werden nicht mehr die Maschinen, sondern nun die Menschen, die mit ihnen umgehen. Hier trifft sich Flusser mit Luhmann, der die Technik als eine Einschränkung des Möglichkeitsraums beschreibt, die sich die Gesellschaft verordnet, um die selbst produzierte Komplexität zumindest irgendwie in den Griff zu bekommen; und zweitens mit Kittler, der, gestützt auf das Konzept der ‚Einschreibung‘, das immer schon beide Register umfasst, immer wieder betont, dass Technik explizitere Formen der Determination substituieren kann.

Mit der fraglichen Grenze allerdings zieht Flusser eine Differenzierungsmöglichkeit ein. Denn ist es tatsächlich das gleiche ‚Programm‘, das ein User für eine Maschine schreibt, und das als Determination auf ihn oder auf andere User zurückfällt? Müsste man Hickethier nicht folgen im Bemühen, den Programmbegriff (und übrigens den Begriff der Einschreibung) selbst nach Adressaten, Mitteln, Gültigkeitsraum usf. zu differenzieren? Muss die beschriebene ‚pessimistische‘ Deutung nicht zwangsläufig in einen relativ schlichten Technikdeterminismus münden?

Kulturtheorie

Das Erkenntnisinteresse, das Flusser, Luhmann und Kittler verbindet, scheint mir nicht vom Programmbegriff auszugehen, sondern von einem größeren, fast könnte man sagen, kulturtheoretischen Rätsel; und zwar von dem Rätsel, dass, eingangs erwähnt, explizite Imperative von der gesellschaftlichen Oberfläche fast vollständig verschwinden. Selbstverständlich gibt es weiterhin Gesetze, moralische Normen, Imperative in der Kindererziehung, Vorgesetzte mit Weisungsbefugnis, militärische Befehle und ähnliches mehr. Gleichzeitig aber wirkt all dies auf spezifische Weise unaktuell, fast als Relikt(16); und selbst die ‚Menschenführung‘, die an einer strikt

instrumentellen Perspektive ja festhält, würde auf subtilere Mittel, wie z. B. die ‚Motivation‘, setzen.

Die großen Modelle, die diese Umstellung auf der Makro-Ebene der Kulturtheorie beschreiben, sind bekannt: Elias' Darstellung des Zivilisationsprozesses behauptet, dass die Gesellschaft von äußerer Herrschaft auf eine Selbstbeherrschung umstellt; Herrschaft wird introjiert und zu einem Teil der psychischen Struktur der Subjekte; alle Last geht auf den Sozialisationsprozess über, und die Ausübung direkter Macht wird in gewissem Sinne erübrigt.(17) Foucault argumentiert ähnlich, wenn er das Zeitalter der ‚Disziplinen‘ rekonstruiert.(18) Steht einerseits noch der Drill im Vordergrund, geht es gleichzeitig bereits darum, Subjekte zu formen; die Abschaffung der Körperstrafen und die Humanisierung des Strafvollzugs ist nur möglich, wenn es gelingt, die Subjekte selbst zum Träger der Disziplinen zu machen. Und Horkheimer/Adorno schließlich beschreiben die ‚Kulturindustrie‘ eben keineswegs als eine Agentur zentralistischer Manipulation(19); im Mittelpunkt vielmehr steht die Frage, warum die Rezipienten dem Gebotenen zustimmen; und ihre Antwort ist, dass das Angebot der Kulturindustrie mit bestimmten historisch produzierten Bedürfnissen paktiert, mit der Bedürfnislage der Subjekte also in einen Zyklus wechselseitiger Bestätigung tritt.

Mit dem Zyklus ist das wesentliche Stichwort genannt. Auch bei Flusser findet sich die selbe, letztlich kybernetische Vorstellung:

„Es stellt sich [...] heraus, dass die Tendenz der Vorschriften (und der westlichen Geschichte überhaupt) auf ein völliges Entpolitizieren alles Verhaltens hinzielt, und daß, wenn dieses Ziel erreicht ist, der Mensch und die Gesellschaft wie ein kybernetisches System automatisch sich selbst steuern.“(20)

Wenn die Kybernetik etwas Faszinierendes hat, dann, auf welche Weise sie das Widersprüchliche in sich vereinigt: Steuerung und Selbststeuerung, Instrumentalismus und Beobachtung/Deskription, eine technizistische Basis und einen fast universellen Geltungsanspruch, bis hin zu einem konstruktivistisch-utopischen Gegenentwurf.(21) Besonders die Spannung zwischen Steuerung und Selbststeuerung ist im hier verfolgten Zusammenhang wichtig. Setzt Steuerung eine steuernde Instanz voraus, und weiter eine instrumentalistische Perspektive, die Ziele, Mittel (und Kosten) miteinander verschränkt, so sieht die Selbststeuerung, zumindest der Möglichkeit nach, von all diesem ab. Weder gibt es eine steuernde Instanz, die der Selbststeuerung einfach vorausginge, noch benenn-

bare Ziele (außer vielleicht den Selbsterhalt), Mittel nicht im Sinne einer instrumentellen Unterwerfung, und Kosten nur im Sinne von Widerstand. Selbst das Selbst geht der Selbststeuerung nicht einfach voraus, insofern es – in den Theorien zur Performativität wird dies wiederkehren – ebenso sehr Produkt wie Ausgangspunkt/Subjekt der Selbststeuerung ist.

Meine Vorstellung wäre, Flussers Vorschlag zu folgen und die Frage nach Schrift und Vorschrift in dem so skizzierten Kontext noch einmal zu stellen. Der erste Gewinn dürfte sein, dass ein schlichter Imperativ – Schrift als Gebot – sofort ausfällt. Was aber könnte im Modell einer zyklischen Selbststeuerung ein Programm, eine Vorschrift sein? Und was, wenn es doch um Zyklen geht, die Rolle zeitlicher Sukzession, und ihr Zusammenhang zu Vor-Schrift und Macht?

Zyklen

Programme, Schriften und Vorschriften – und dies wäre eine erste, grobe Antwort – müssten im Rahmen der zyklischen Selbststabilisierung, als eine Investition in die Zyklen, verstanden werden.

Tragen wir hierzu einige Einzelgedanken zusammen, zunächst zum Paradox des Innen und Außen. Die Kybernetik hat sich – selbstverständlich – mit Programmen ausführlich beschäftigt, und im Mittelpunkt steht das Konzept des Automaten. Dieser Begriff ist vor allem im Rahmen der KI-Debatte fundiert kritisiert worden, denn Automaten im eigentlichen Sinne gibt es nicht.⁽²²⁾ Vorgänge können nur dann als ‚automatisch‘ ablaufend betrachtet werden, wenn man den Horizont der Betrachtung künstlich beschränkt, etwa auf jene Maschine, die man als Automaten anspricht, und auf einen bestimmten Zeitabschnitt, in dem der Vorgang ‚automatisch‘ abläuft. Die Maschine selbst, ihr Programm und aller sonstiger Input und Kontext geht dem ‚automatischen‘ Vorgang voran. Dies deutet darauf hin, dass man innen und außen unterscheiden, also Horizonte abgrenzen muss. Basisbestimmung wäre, dass das Programm aus dem Horizont des Automaten immer herausfällt.

Fällt es damit in einen zweiten Horizont, der in weitere Horizonte zwangsläufig wieder eingebettet wäre? Wenn man nicht bei einem schlicht hierarchischen Modell wieder ankommen will, das als einen letzten Programmierer eine metaphysische Instanz letztlich erzwingt, wird man sich mit dem Paradox anfreunden müssen,

dass man zwar innen und außen – Geltungsbereiche, Reichweiten – unterscheiden muss, dass die Horizonte sich aber aufs Unhygienischste durchdringen und überlagern.

Das Programm als eine ‚Investition‘ zu verstehen, bewährt sich darin, dass Investitionen nach innen und außen wirken; Investitionen sind immer Investitionen auch in den Kontext; und dies ist Teil des Paradoxes: während ihre Wirkung ‚lokal‘ überschaubar erscheint, ergibt sich ihre Wirkung ‚global‘ als ein Sekundäreffekt und eher blind.

Klar ist zum Zweiten, dass auch in Regelkreisen die Zeitachse erhalten bleibt. *Feed-back* kann nur eintreten, wenn *Feed* bereits passiert ist; und dies gilt auch für ‚Realzeitsysteme‘ wie den Fliehkraftregler, der am Anfang aller kybernetischen Vorstellungen steht. Regelungsvorgänge brauchen grundsätzlich Zeit; dies verbindet den Ablauf im Inneren des Programms mit dem Programm als Vorschrift. Zyklen können offenbar unterschiedlich groß sein, das Programmieren (und übrigens die Einschreibung in Technik) wäre eine ‚Investition‘ in größere, langsamer laufende Zyklen.

Zum dritten, und damit löse ich mich aus der gewählten, technizistischen Perspektive und kehre zur Forderung nach Differenzierung zurück, gibt es sicherlich unterschiedlich performative Texte. Es erscheint sinnvoll, Texte (Programme, Schriften) nach dem Grad ihres Performativitätsanspruches zu unterscheiden. Gesetzestexte wollen tatsächlich Vorschrift sein und erzwingen ihre Befolgung mit außersymbolischen Mitteln, Computerprogramme sind in ähnlicher Weise deterministisch, Literatur will dies keineswegs sein. Wenn Texte also in Zyklen investieren, dann mit unterschiedlichem Freiheitsgrad; Vor-Schrift und Vorschrift fallen insofern eben doch nicht zusammen.

Schluss

Was also wäre aus der Überlegung zu folgern? Sobald man Schrift, Programm und Vorschrift in der Spannung von Steuerung und Selbststeuerung beschreibt, als eine Investition in die Zyklen, geht die Frage nach der Determination über in die Frage nach den Mechanismen der gesellschaftlichen Selbststabilisierung. Harte und weiche Determination, kurz- und langlaufende Zyklen, Anstoß von außen (Pro-gramm) und Zyklichkeit (Loops, Redundanz, Wieder-

holung) im Innern – all dies könnte man eingebunden sehen in die übergreifende Logik eines gesellschaftlichen Prozesses, der die komplizierte Aufgabe hat, Produktion und Reproduktion zu verbinden, Stabilität zu gewährleisten und gleichzeitig Veränderung/Flexibilität/Innovation zu ermöglichen. Der zeitliche Vorlauf, den Flussler exponiert, wäre kein absoluter, sondern Teil dieser Bewegung; bedingend als Vorlauf, und gleichzeitig bedingt.

Und nun wird Flusslers Hinweis wichtig, dass es sich hierbei um eine funktionelle Logik handelt. Die Umstellung vom deterministischen ‚Du sollst‘ auf funktionelle Wenn-Dann-Relationen („Wenn Du Hühnersuppe essen willst...“) ist funktionell gerade dann, wenn sie einbezieht, was ihr sonst gegenüberstehen würde: die Bedürfnisse etwa, die dem ‚Du sollst‘ als Widerstand gegenüberstehen, werden in der funktionellen Logik zum Motor; die Programme beschränken sich darauf, an diesen Bedürfnissen milde zu arbeiten; sie milde in die Bahnen des Funktionierens zu lenken.

Vor-Schrift also ist ein Programm nur in diesem Sinn. (Und um die Paranoia des Arguments zu begrenzen: Selbstverständlich kann es auch abweichende, einander widersprechende und Gegen-Programme geben.) Flusslers Perspektivumkehrung, von den programmierten Maschinen hin zur Programmierung durch die Maschinen, entspricht dieser Vorstellung exakt. Eingebunden in die selben Zyklen, sind Subjekte und Objekte keine mehr; bedingt und bedingend beginnen beide zu schillern; von den Objekten gehen Determinationen aus, die einem Programm nicht unähnlich sind, einem Programm, das auf eine Einschreibung der Subjekte in die Objekte nicht mehr einfach zurückgeführt werden kann.

Mein Vorschlag also ist, den Programmbegriff – zumindest auch – in diesem allgemeinen Sinne zu fassen. Der Aspekt von Determination und von Macht geht auf das Bild einer gesellschaftlichen Struktur über, die die Imperative aufgesaugt, absorbiert und in die Funktionszyklen eingebaut hat. Gerade darin ist sie Struktur; und in der Verkürzung aufs Instrumentell-Funktionale wirken die untergegangenen Imperative weiter.

Anmerkungen

- (1) Knut Hickethier: Apparat - Dispositiv - Programm, Skizze einer Programmtheorie am Beispiel des Fernsehens. In: Knut Hickethier/Siegfried Zielinski (Hg.): Medien/Kultur. Berlin 1991, S.421-448, hier S.422.
- (2) Vilém Flusser: Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft? Frankfurt/M. 1992 (OA.: 1987).
- (3) Griechisch-Deutsches Schul-Wörterbuch. Leipzig 1882, S.696.
- (4) „Vorschreiben [...] 2. durch eine gegebene Anweisung ein bestimmtes Verhalten od. Handeln fordern“. (Duden. Deutsches Universal Wörterbuch. Mannheim/Wien/Zürich 1983, S.1404).
- (5) Flusser, Schrift [vgl.Anm. 2], S.11.
- (6) Ebd, S.14ff., S.51ff.
- (7) Diese zweite Bestimmung, so müsste man präzisieren, gilt selbstverständlich für alle Formen materieller Einschreibung, also auch im Fall der vortech-nischen Bilder.
- (8) Jesper Svenbro: Ameisenwege. Graz 2000; ders.: Archaisches und klassi-sches Griechenland. Die Erfindung des stillen Lesens. In: Bernd Schwibs u. a. (Hg.): Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt/M./NY/Paris 1999, S.74ff.; Jesper Svenbro: Phrasikleia. An Anthropology of Reading in Ancient Greece. Ithaca/London 1993 (OA., frz.: 1988).
- (9) Svenbro, Ameisenwege [vgl. Anm. 8], S.19.
- (10) So fehlt es häufig an exakteren Quellennachweisen.
- (11) Flusser, Schrift [vgl. Anm. 2], S.54ff., S.52ff.
- (12) Ebd., S.52.
- (13) Ebd., S.53 (Erg. H.W.).
- (14) Hickethier, Apparat [vgl. Anm. 1], S.428ff.
- (15) Flusser, Schrift [vgl. Anm. 2], S.53.
- (16) Und ebenso die direkte militärische Machtausübung: Wenn man auf einer mexikanischen Landstraße an eine Straßensperre kommt und eine Gruppe 17jähriger Soldaten mit Maschinenpistolen den Leihwagen stoppt, wird man denken: Wie exotisch-grobschlächtig. Muss das sein? In einem zivilisierten Land?
- (17) Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Frankfurt/M. 1976 (OA.: 1939), insbes. Bd. II, S.312-454.
- (18) Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M. 1989 (OA., frz.: 1975).
- (19) Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philoso-phische Fragmente. Frankfurt/M. 1986 (OA., am.: 1947).
- (20) Flusser, Schrift [vgl. Anm. 2], S.53.

(21) Die Reihe überbrückter Widersprüche ließe sich fortsetzen: Technik/Maschine und ‚Leben‘, Geist und Körper, Zeichensphäre und Natur/Materie, materielle Anordnung und Handlung/Prozess.

Zur Kybernetik und ihrer Aktualität in den Medienwissenschaften siehe: Claus Pias: Unruhe und Steuerung. Zum utopischen Potential der Kybernetik. <http://www.uni-essen.de/~bj0063/texte/utopie.pdf>; sowie Ulrike Bergemann: Von Schiffen und Schotten: Der Auftritt der Kybernetik in der Medienwissenschaft. In: MEDIENwissenschaft Rezensionen, Heft 1/2004, Marburg, S.28-40.

(22) Siehe z. B. Hubert L. Dreyfus: Was Computer nicht können. Die Grenzen künstlicher Intelligenz. Frankfurt/M. 1989 (OA., am.: 1972); Joseph Weizenbaum: Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft. Frankfurt/M. 1978 (OA., am.: 1976).

Ludwig Fischer (Hg.)

Programm und Programmatik

Kultur- und medien-
wissenschaftliche Analysen

UVK Verlagsgesellschaft mbH

Bildnachweis:

Bildarchiv Schenk (S. 34–42)

Werner Faulstich, Die Kultur der Pornografie, Bardowick 1994 (S. 156–164)

Bildarchiv Foto Marburg – Deutsches Dokumentationszentrum für Kunstgeschichte
(S. 203–206)

Filmarchiv Austria Wien (S. 234–240)

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

ISBN 3-89669-496-0

© UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz 2005

Einbandgestaltung: Susanne Weiß, Konstanz

Satz: Ludwig Fischer, Hamburg

Druck: Rosch-Buch Druckerei GmbH, Scheßlitz

UVK Verlagsgesellschaft mbH

Schützenstr. 24 · D-78462 Konstanz

Tel.: 07531-9053-0 · Fax: 07531-9053-98

www.uvk.de

Inhalt

Vorwort	11
Programm und Programmatik	
<i>Rolf Lindner</i> Programmatisch unprogrammatisch. Cultural Studies als Anti-Disziplin	17
<i>Marianne Schuller</i> Fehlritte oder Von der Schwierigkeit des Umgangs mit Programmen. Eine Notiz	26
<i>Irmbert Schenk</i> Filmemachen als ästhetisches und weltanschauliches Programm. Michelangelo Antonioni um 1960	33
<i>Bernd Stenzig</i> ,Ein Publikum zusammenrufen und vor ihm Nüsse knacken' Eine literarhistorische Randnote zum Reality-Boom	47
Zur Theorie des Programms	
<i>Hartmut Winkler</i> Pro-gramm. Eine Überlegung zu Macht und Ohnmacht im Universum der Schrift	63
<i>Joachim Paech</i> How Do we Get into the Program?	74
<i>Ludwig Fischer</i> Dispositiv und Programm. Anmerkungen zur Karriere eines Konzepts	89
<i>Reinhold Viehoff</i> Programmierte Bilder. Gedanken zur ritualisierten Zirkelstruktur von Wahrnehmung und Inszenierung durch die Bild(schirm)medien	113

Programm-Archäologie

Wolfgang Settekorn

Medienwechsel: Programm- und Kulturwandel bei Rabelais 132

Siegfried Zielinski

Stadt als Musicbox: Die HUPENSYMPHONIE VON AVRAAMOV
in Baku und Moskau 1922/23. Eine medienarchäologische
Miniatur 146

Werner Faulstich

Pornographie und die Kulturgeschichte der Medien 154

Kultur-Programme

Christian Maintz

Komik im Verlagsprogramm. Eine kleine Publikations-
geschichte der ‚Neuen Frankfurter Schule‘ 166

Siegfried Weischenberg

Kopf an Kopf mit Küblböck. Kultur als Programm der
öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten – eine Akteurs-
beschreibung 180

Kino-Programme

Heinz-B. Heller

Das Prinzip Weltausstellung und frühes Kino(-Programm) 198

Corinna Müller

„Geschlossene Vorstellungen!“ Reminiszenz zur
Kinoprogramm-Geschichte 210

Jürgen Kasten

Das Einzelwerk als Fels in der Brandung des Programms.
Zur Interdependenz von Programm-, Markt- und
ästhetischen Strukturen 226

Helmut Korte

Anmerkungen zum Propagandabegriff im NS-Kino.
WUNSCHKONZERT (Eduard von Borsody, 1940) 246

<i>Harro Segeberg</i>	
„Möchten Sie nicht in diesem Film eine Rolle spielen?“ Zu Erlebnis- und Programmästhetik des NS-Kinos	260
<i>Jobann N. Schmidt</i>	
Kino im Stadtteil – München als Beispiel	270
 Hörfunk-Programme	
<i>Peter von Räden</i>	
Ein neuer Rundfunk. Alliierte Absichten und deutsche Strategien in der Gründungsphase des NWDR	283
<i>Hans-Ulrich Wagner</i>	
„Wir sind nicht unpolitisch, sondern bewusst politisch“. Karl-Eduard von Schnitzlers Programmarbeit beim NWDR 1945 – 1947	299
<i>Axel Schildt</i>	
Lieschen Müller als untaugliches Objekt kultureller Veredelung. Hörerwünsche und Programmentwicklung des Radios in der frühen Bundesrepublik	314
 Fernseh-Programme	
<i>Karl Prümm</i>	
Der <i>Film noir</i> der Adenauerära. Die Reihe STAHLNETZ und ihr Erfinder Jürgen Roland	329
<i>Rüdiger Petersen/Hans J. Wulff</i>	
Spin-Off. Von der Bedeutung des ‚Fortspinnens‘ für die Programmentwicklung des Fernsehens	339
 Internet und Programm	
<i>Joan Kristin Bleicher</i>	
Vom Programm durch das Portal zum Cyberspace. Ordnungsmodelle von Internet-Angeboten	357

Programm-Wirkungen

Jens Eder

Vom Wechselbad der Gefühle zum Strom der Stimmungen.
Affektive Aspekte audiovisueller Programme

371

Uwe Hasebrink

Die Beziehung zwischen Programm und Publikum
als Emanzipationsprozess

386

Friedrich Krotz

Der AIBO als Medium und wie er funktioniert.
Ergebnisse eines Forschungsprojekts

400

Hans-Dieter Kübler

Programmerosion und subjektive Rekonstruktionen.
Mikrotheoretische Konzepte zur Medienrezeption seit
der ‚parasozialen Interaktion‘

412

Zu den Autorinnen und Autoren

436